

Die Geschichte eines Kreuzes.

Einem Deutschen, der überdies noch Meeresoffizier der deutschen Armee ist, wurde kürzlich das Kreuz der französischen Ehrenlegion verliehen. Dieses Kreuz sollte die Belohnung sein für die Rettung eines Franzosen, die sich unter ganz außerordentlichen Umständen nurmehr vor acht Jahren vollzogen hatte. Es war im September 1891, als das englische Petroleumschiff „Wild Flower“ mit einer Beladung von achtzig Mann den Hafen von Rouen verließ und den Weg nach Philadelphia einschlug. Raum hatte der „Wild Flower“ mit seiner Petroleumladung den Hafen verlassen, als ein Mann über Bord sprang, ans Ufer schwamm und entfloh. Die Petroleumlader haben nur geringe Beschädigung, und jeder Mann hat dort seinen bestimmten Posten, den er allein ausfüllen muß; mit der Flucht des einen Mannes war also eine Lücke in der Mannschaft eingetreten, die sofort wieder ausgefüllt werden mußte. Das Schiff kehrte daher in den Hafen zurück. Als bald meldete sich ein junges Burschen von achtzehn Jahren, kleiner Statur und elendem Aussehen für den freigeordneten Posten. Er stammte aus der Bretagne und war wenige Monate vorher nach Rouen gekommen, um dort Arbeit zu suchen. Der Aermste nannte sich Adrien Clement und hatte seinen roten Heller bei sich. Er wurde engagiert und war keineswegs der einzige Franzose auf dem englischen Schiff, vielmehr bestand dessen ganze Besatzung aus Franzosen. Es ist dieser Umstand nicht gerade wunderbar; denn die Petroleumschiffe leiden trotz der geradezu enormen Honorare, die sie ihren Angestellten zahlen, an einem fortwährenden Wechsel der Mannschaften, die entweder — wie im vorliegenden Falle — desertieren oder in die Luft fliegen; ist doch das unermessliche Schicksal aller dieser Petroleumschiffe früher oder später die — Explosion. Daher die großen Gehälter, die zur Qualität der Mannschaft in trafen Gegenfug stehen; man entschädigt gewissermaßen die Leute für ihren vorzeitigen Tod.

Adrien Clement wird also an Bord genommen, und das Schiff geht sich wieder in Bewegung. Raum hat er seinen Lauf von Rouen begonnen, da pöfirt ein Unglück an der Barre, indem das Dampfrohr platzt. Es bleibt nun nichts weiter übrig, als das Einer das Rad mit der Hand festhalten, eine sehr schwere und gefährliche Sache, mit der man den jungen Clement beauftragt. Der arme Kerl wurde bei dieser Beschäftigung durch das Schaudern des Schiffes fortwährend hin und hergeschleudert. Plötzlich hört man einen entsetzlichen Schrei, und wie die Mannschaft herbeieilt, sieht sie Clement auf dem Rade hängen; der rechte Arm ist ihm in's Friedewert gerathen und zerbrochen worden. Man bringt ihn in seine Kabine und verbindet den kranken Arm. Zehn Tage später ist der Brand zurückgetreten, und Clement schwimmt in Lebensgefahr. Ein Arzt erkräftigt natürlich nicht auf dem Petroleumschiff, und so wäre der Aermste elend zu Grunde gegangen, wenn nicht im letzten Augenblick ein Schiff am Horizont sichtbar geworden wäre; der Kapitän des „Wild Flower“ läßt die Rettungsboote ertönen und gibt Befehl, dem fremden Schiffe entgegenzufahren. Dieses hat auch die Signale vernommen, ändert seinen Kurs, und bald haben sich die beiden Schiffe erreicht. Der Kapitän des „Wild Flower“ macht dem Führer des anderen, des Paderickes von der Hamburg — America — Linie „Nuffa“, klar, daß er einen todtkranken Matrosen an Bord habe, und bittet um ärztliche Hilfe. Diese wird auch zugesagt, und der Arzt der „Nuffa“, Dr. Breuer, steigt auf einer Strickleiter unter Lebensgefahr nach dem Petroleumschiff. Er untersucht den Kranken, amputiert ihm den kranken Arm und rettet ihm so das Leben.

Nachdem das Petroleumschiff in Philadelphia vor Anker gegangen war, schaffte man Adrien Clement zur völligen Genesung in ein Krankenhaus. Er wird auch gesund, hat aber nur noch einen Arm, was nun? Er sucht also, was wohl auch jeder andere an seiner Stelle gethan hätte, den französischen Konsul auf, dem er sein Leid klagt. Raum hat dieser aber vernommen, daß der Arme auf einem englischen Schiffe zu Schaden gekommen sei, da weist er ihn mit den Worten ab, er solle sich an den englischen Konsul wenden. Clement begibt sich also zum englischen Konsul, der ihn auffordert, das schriftliche Verbrechen abzugeben, daß er keine weiteren Ansprüche aus seinem Unfall erheben werde. Der kleine Bretoner merkt indessen, daß man sich auf billige Weise loszulassen suche, und verweigert die Unterschrift. Er befindet sich wieder auf der Straße, und es gelangt ihm schließlich nach tagelangem Umherirren in der fremden Stadt, einen gutmüthigen Kapitän zu finden, der ihn wieder nach Frankreich zurückbringt. In Havre angelangt, wendet er sich an den dortigen Bürgermeister, der ihn auf seine Bitten nach Rouen befördert läßt. Jetzt befindet sich der Aermste wieder, genau so baar an Mitteln, aber an einen Armer ärmer, in derselben Stadt und in derselben Lage, wie vorher. Er läßt indessen den Nicht nützen sinken, sondern hat das Gefühl, als wenn er nur in Rouen Berechtigung finden werde. Man rät ihm, sich an Herrn Wajson, einen bekannten Advo-

laten, zu wenden. Adrien Clement that es, und der Anwalt verspricht ihm seinen Beistand. Er bringt seinen armen Mandanten zunächst in einer Matrosenherberge unter, wo er sich ruhig verhalten soll, bis die „Wild Flower“ von ihrer Tour nach Rouen zurückgekehrt ist. Raum ist das Schiff in den Hafen eingelaufen, da läßt der Advokat den Kapitän verhaften, und der Prozeß des verunglückten Matrosen beginnt. Der Kapitän wird gegen eine hohe Kaution, die seine Gesellschaft stellt, auf freien Fuß gesetzt und die Schiffsgesellschaft der „Wild Flower“ verurtheilt, Herrn Clement eine Entschädigung von 14,000 Francs zu zahlen. Die Parteien einigen sich schließlich auf 9000 Francs, und Clement kehrt frohen Muthes zu seinen Eltern nach Belle Isle zurück. Vor seiner Abreise jedoch bittet er Herrn Wajson, seinen Lebensretter, Herrn Dr. Breuer, zu einer Belohnung für seine Lebensrettung, die auch für den Arzt mit Gefahr verbunden war, zu verhelpen, zumal der Arzt jede Bezahlung, die ihm vom Kapitän der „Wild Flower“ für seine Müheverwaltung geboten worden war, abgelehnt hatte.

Der Advokat Wajson verspricht, auch diesem Wunsche seines Klienten zu entsprechen, und wendet sich mit einem diesbezüglichen Schreiben an den Minister des Aeußern. Als er keine Antwort erhält, nimmt er die Hilfe eines ihm befreundeten, sehr einflußreichen Deputirten in Anspruch. Vor dem Deputirten hat der Minister Respekt, denn er fürchtet sich vor einem Angriff in der Kammer. Er berath sich also mit dem Deputirten über die Art der Aussetzung, und Beide sind einig, daß Dr. Breuer das Kreuz der Ehrenlegion verdient habe. Der Orden wird also nach Bremen, dem früheren Aufenthaltsort des Dr. Breuer, abgeschickt, kommt aber mit der Weisung zurück, Dr. Breuer wolle als Professor an der Universität Buffalo, wohin er einer jungen Amerikanerin gefolgt war, die nur in ihrer Heimath seine Frau werden wollte. Der Orden ist also zum zweiten Male abgeschickt worden und wird diesmal hoffentlich den Adressaten in seinem jungen Heim wohlbehalten antreffen.

John Ritsch in Paris.

Paris, Franz. Ichullei de achtzehnjährige d. Rits., Ne Em. Ritsch Editer! Ich hen mein Meind geschänkt. — Mer sent net nach Goves. Komprehenow? Nämlich Ich tall jeg meistens french, damit Ich net for en dutsch Spy gehalte werb. Nämlich die French hen's immer noch drin for uns Deutsche un wenn der Imperer jedes Schiff von der ganze französische Navy-Yard visite un en extri french Song an ergend en french Egar kompose that, es helft Alles nix, die French gleich uns halt emol net, uns Dutsch. Ich geb hier for en geborene Amerikaner, amwer meistens werd Ich von wege meiner fänzi französische Auspräg for en Rätz gehalten. French is nämlich eine von die leichteste Sprache, wo es zieht. Was mer uf Deutsch sagt „Two beer“ heißt uf French „Do bod“. „Fill em up again“ heißt „Antor do bod“ un alle Annere, wo mer noch trinkt, heißt immer „Antor do bod“. Brandy heißt uf french „Cognac“ (grad wie im Deutsche) un e Battelche Wein heißt „Du Wahn“. Wann mer dann nach weeb, daß mer von alle französische Wörter die hümmere Hälfte net ausspricht, dann is mer all reit. Was sunicht die Destrictischen von Frans betrifft, so kann Ich nor beständige, was immer von der Gracfulnes un dem Glic von die Franzose gesagt werb. Wo er die Gracfulnes am meiste dra erkenne kann, des is, daß die Franzose immer die Hand in die Hofelische hawwe. Des is wirklich Chic. — Im Newyork thun sich die Franzose die Zeit damit vertreibte, Abnichts zu saufe, über des Government je schimpfe un Maulaffe sei zu halte — of course in ereer Gracfulle Art. Des heißt, was so die kommene Zeit sein. Die Heiliche French, was mer drümmere sagt die Praminente, die hawwe gewöhnlich Vormittags e Duell. Mittags nach'm Duell frühfude se, Nachmittags jah'n se spazieren, Abends geh'n se spazieren un Nachfesse je Mittag. Die Werthshäuser heißt mer hier Cafes un manchmal auch Braceries. Newyorkens muß mer die Franzose losse, daß wann sen auch die Deutsche haffe, sie doch des deutsche Bier all right gleiche. Des is e schöner Zug von ihne.

So, un jetzt: Freiwat un persönlich Büchsch, Mister Editer, in eigener Sache. Ich hen von eme gute Fremd von mir e Rabeldispäch nach London getriegt, es läßt in Jht New York un auch in Manhatten an der verzehnte Straß un an e Paar Plaz dauntaun der Käufer geh'n, ich war gar net abroad, sonnern war bios zwanzig Meile von Jht New York in Long Island uf der Kauntri un mei Rabeldispäch war'n bios aufgemacht. Ich antoreis ihne hiermit, Mister Editer, bei Rabel of Attorney-Powers, geze Jedem, wo so e infame Lig in de Mund nemmt oder weiter segt, wege Länder, kriminel Verbel un Defemisationen von Karakter e Warnung eraus nemme un ihu arreife je losse un vor en Jumeitd Stäts Kommissener oder die Court of Obje und Terminer je bringe.

Eine Reminiscenz.

In den letzten Tagen des Jahres 1854 trat in den Kaden des bekannten Pelzhändlers Geiger in Paris ein diesem wohlbekannter Kunde. „Mein lieber Geiger,“ sagte er zu ihm, „ich reise nach der Krim, un meinem Schwager, der als Offizier in der Armee dient, die Sebastopol belagert, einen Besuch abzuhalten. Es ist dort einen Hundekette, und ich will ihm einen gut gefütterten Pelz mitnehmen; machen Sie zwei; der andere soll für mich sein. Mein Schwager hat dieselbe Figur wie ich. Ich reise morgen; vaden Sie dieselben ein und lädren Sie die Krise morgen Abend vor 7 Uhr in meine Wohnung.“ Vierzehn Tage später erfährt der Leutnant, daß sein Schwager sich auf der Rhede von Kamiesch befinde. Die Erlaubnis des Generals de Eises erhalten, nach Kamiesch galoppieren, und an Bord klettern, war keine schwere Ar-

beit. Nach herzlicher Begrüßung wurde die Krise geöffnet, der Offizier nahm einen der Pelze auf's Gerathewohl heraus, legte ihn vor sich auf den Sattel und elkte wieder in sein Quartier. Zu jener Zeit war es in Frankreich noch nicht üblich, Nationalgeheule zu machen. Dieser Pelz, der unter den Offizieren Aufsehen erregte, war ein wahres Ereignis. Er wurde von allen hin- und hergedreht und dann von seinem glücklichen Besitzer angezogen. Als der Offizier die Hand in die Taschen des Pelzes steckte, fühlte er, daß in das Futter ein Papier eingeklebt war. Er zog es vorsichtig heraus und las folgendes: „Dieser Pelz ist für einen Offizier unserer tapferen Orientarmee bestimmt. Möge er ihm Glück bringen. Zwei junge Frauen haben einen Tag und eine Nacht daran gearbeitet und begleiten ihn mit ihren herzlichsten Wünschen!“ Die Unterschrift fehlte. In den letzten Monaten des Jahres 1855 fehlte der kleine Leutnant unterlegt, vor der Front belobt und dekoriert, nach Frankreich zurück. Er wollte den beiden Frauen, die ihm Glück gebracht, danken, doch war das unmöglich; sie bewahrten nach wie vor ihr Intognito.

Alfo einwelle: So lang! Yours John Ritsch, Esa.

Doppelt geleimt.

Der Schriftsteller und Dramaturg einer Hofbühne, Dr. Stich, war ein boshafter Mensch. Daß er unter diesen Umständen mehr Feinde als Freunde hatte, ist leicht begreiflich. Unter seinen Feinden beherrschte ihn aber ein grimmigster der Heldendanksteller, denn ihm überzog fast jede Besprechung mit diesem Spott und maßlosem Tadel.

In dem Korridor und auf dem Treppenhause, welche zur Intendanten führen, ist es gewöhnlich sehr dunkel. Aber der Daß hat härtere Augen, als die Feindlichkeit. Als daher eines Tages der boshafte Doktor über die Treppe herabkam und der Heldendanksteller auf dem Wege zum Intendanten ihm begegnete, da erinnerte sich der Heldendanksteller, der seinen geliebten Doktor sofort erkannt hatte, aus Tell's Monolog der Stelle von dem günstigen Gelegenheit und verlegte dem ehrenwerthen Schriftsteller und Dramaturgen eine schallende Ohrfeige. Dr. Stich hielt es für das Beste, die ohne Zeugen ihm zu Theil gewordene Ohrfeige stillschweigend hinzunehmen und sein aufwallendes Muthgefühl auf bessere Bedanke zu vertriehen. Der Doktor eilte also in etwas beschleunigtem Tempo dem Ausgang des Theaters zu, aber schon nach wenigen Schritten tarantolirte er mit dem Charakterdarsteller, welcher den Schall der Ohrfeige vernommen hatte und deshalb den Doktor frug, was es denn soeben gegeben habe. Nach gefast erwiderte der Doktor lachend: „Was wird's gegeben haben? Ich habe dem Heldendanksteller eben auf der Treppe eine Maulschelle gegeben, weil er unverschämte gegen mich war — das ist Alles!“ — Als dann kurze Zeit darauf der Charakterdarsteller den Helden im Vorzimmer des Intendanten traf, gereichte es ihm zum besondern Vergnügen, dem Vektoren sein Verleumd über ihm von dem boshaften Doktor soeben zugefugte Realinjurie höhnisch auszusprechen zu können.

„Woher wissen Sie, daß Dr. Stich mich thätlich beleidigt hat?“ erwiderte der Heldendanksteller dem theilnehmenden Kollegen.

„Woher ich es weiß? Hat es mir doch der Doktor soeben selbst gefanden, und überdies hörte ich die Maulschelle patschen; dieselbe muß nicht von schlechter Herkunft gewesen sein!“

„Können Sie mir das vor dem Intendanten bezeugen?“

„Herzlich gerne!“

Der Intendant war auf's Höchste entrüstet.

Dr. Stich wurde alsbald zittig und einem peinlichen Verhör unterworfen. Was blieb ihm übrig? Er mußte sich als Schuldiger bekennen, wenn er nicht als Beobachter dastehen und noch dazu als Väger sich selbst entlarven wollte! Im Stillen knirschend vor Zorn mußte er den Straußspruch des gereizten Intendanten über sich ergehen lassen und für die richtig empfangene Ohrfeige auch noch die Buße bezahlen, welche auf eine grobe Verlegung der rechtlichen Ordnung gelegt war.

Auch der Heldendanksteller schwieg wohlweislich von dem wahren Sachverhalt, und erst nach Jahren erzählte er seinen Freunden die Geschichte von dem doppelt geleimten, boshaften Schriftsteller und Dramaturgen Dr. Stich.

Eine Reminiscenz.

In den letzten Tagen des Jahres 1854 trat in den Kaden des bekannten Pelzhändlers Geiger in Paris ein diesem wohlbekannter Kunde. „Mein lieber Geiger,“ sagte er zu ihm, „ich reise nach der Krim, un meinem Schwager, der als Offizier in der Armee dient, die Sebastopol belagert, einen Besuch abzuhalten. Es ist dort einen Hundekette, und ich will ihm einen gut gefütterten Pelz mitnehmen; machen Sie zwei; der andere soll für mich sein. Mein Schwager hat dieselbe Figur wie ich. Ich reise morgen; vaden Sie dieselben ein und lädren Sie die Krise morgen Abend vor 7 Uhr in meine Wohnung.“ Vierzehn Tage später erfährt der Leutnant, daß sein Schwager sich auf der Rhede von Kamiesch befinde. Die Erlaubnis des Generals de Eises erhalten, nach Kamiesch galoppieren, und an Bord klettern, war keine schwere Ar-

beit. Nach herzlicher Begrüßung wurde die Krise geöffnet, der Offizier nahm einen der Pelze auf's Gerathewohl heraus, legte ihn vor sich auf den Sattel und elkte wieder in sein Quartier. Zu jener Zeit war es in Frankreich noch nicht üblich, Nationalgeheule zu machen. Dieser Pelz, der unter den Offizieren Aufsehen erregte, war ein wahres Ereignis. Er wurde von allen hin- und hergedreht und dann von seinem glücklichen Besitzer angezogen. Als der Offizier die Hand in die Taschen des Pelzes steckte, fühlte er, daß in das Futter ein Papier eingeklebt war. Er zog es vorsichtig heraus und las folgendes: „Dieser Pelz ist für einen Offizier unserer tapferen Orientarmee bestimmt. Möge er ihm Glück bringen. Zwei junge Frauen haben einen Tag und eine Nacht daran gearbeitet und begleiten ihn mit ihren herzlichsten Wünschen!“ Die Unterschrift fehlte. In den letzten Monaten des Jahres 1855 fehlte der kleine Leutnant unterlegt, vor der Front belobt und dekoriert, nach Frankreich zurück. Er wollte den beiden Frauen, die ihm Glück gebracht, danken, doch war das unmöglich; sie bewahrten nach wie vor ihr Intognito.

Alfo einwelle: So lang! Yours John Ritsch, Esa.

Die durstigen Trompeter.

Eine dröliche Szene spielte sich neulich auf dem bairischen Grenzbahnhofe zu Hof ab. Dort traf mit dem Schnellzuge München-Berlin die Kapelle der 19. (blauen) Husaren (Garnison Grimma in Sachsen) ein, welche in München ein sehr erfolgreiches Gastspiel, und auf dem dortigen Centralbahnhof noch ein Extra-Abfchiedskonzert gegeben hatten. Da Musikanten stets eine trockne Kehle haben, so war unterwegs „immer noch Eins“ getrunken worden, und auf der bairischen Grenzstation sollte der kurze Aufenthalt dazu benutzt werden, ein ganzes Faß des edlen Gerstenjaßes läulich zu erwerben. Bald schleppten auch zwei Trompeter Schweifstiefelnd das hüble Roh zum Schnellzug. Aber zwischen Lipp und Kehlgeländ sollte das feuchtfrohlige Beginnen doch scheitern. Der bairische Jolkrevier verlangte kategorisch, daß das Bier bezahlt werde. Die blauen Husaren behaupteten aber, daß das Bier seinen Verus nicht verfehlen werde, und verlangten für dasselbe Zollfreiheit. Zu den Streitenden gestellte sich alsbald der Stationsvorsteher, der zur Abfahrt drangte, da die zehn Minuten Haltezeit längst verstrichen seien. Auch die uniformirten Hüter des Geleges fehlten nicht. So umwand eine farbenprächtige Gruppe das umstrittene Faß. Schließlich rief ein lutheriger Trompeter in unerschütterlichem Schicksal: „Dann trinken merich Reich aus!“ Dem lam aber der Zugführer zuvor, der das Signal zum Thürenschließen gab. Damit das Faß in dem allgemeinen Trabel nicht mit einwirte, faßten Jolkrevier, Stationsvorsteher und Polizisten an dem Wagen der Sulzertankstelle Posto. Mit drei Minuten Verspätung ging der Zug endlich ohne das „Echte“ ab.

Von einem der Millionär „Lernen“ willste.

Der Lädenfcheider Zeitung ist von einem Freunde folgender Brief zur Verfügung gestellt worden: Lädenfcheider, 2. 97. „Sehr geehrter Herr Rothschild, Erlaubte mir, hierdurch ergebene anzufragen, ob in Ihrem Bankgeschäft eine Lehrstelle als Millionär frei ist, wozu ich große Lust und Interesse haben. Seit Oheren 1896 bin ich hier nach Lädenfcheider in die Lehre geschickt worden, un die Käuerei zu erlernen. Aber ansicht der Käuerei muß ich Risten machen, wozu ich kein Interesse dran zeige. Da mir von einem guten Freunde gerathen worden ist, Millionär zu lernen. Es ist jetzt noch Zeit, meine Proffision niederzulegen und das Geschäft als Millionär anzufangen. Ich bin jetzt 16 Jahre, gesund und normal am Körper. Sollten Sie vielleicht geneigt sein, mir eine Stelle als Millionär anzubieten, so ist es mein heißester Wunsch, dieselbe mit bestem Willen, Wissen und Vernehmen auszuführen. Einer ersehnten Antwort entgegengehend; zeiget mit ehrwürdigster Hochachtung W. J. Der Brief, der von einem beneidenswerthen Optimismus Zeugnis ablegt, war an das „Bankgeschäft von Gebrüder Rothschild in Frankfurt a. M.“ gerichtet. Da es eine solche Firma aber dort nicht giebt, so ist der Brief als unbestellbar wieder zurückgemandert, und der Absender hat sich wohl darin finden müssen, nach wie vor in der Käuerei Risten zu machen.

Die Dezimalrechnung.

Der Ursprung der Dezimalrechnung wird von den Gelehrten gewöhnlich auf die Araber zurückgeführt; dem gegenüber hat der Franzose Apier vor Kurzem die Theorie aufgestellt, daß schon die alten Babyloniener diese Rechnungsart gekannt haben. Er stützt sich bei seiner Behauptung auf einen Abacus, eine Rechen tafel, die seit Jahrhunderten bekannt war, aber noch von keinem Mathematiker oder Logographen des Alterthums beachtet worden ist. Die Ziffern dieses Abacus stimmen genau mit den Buchstaben der Inschriften von Ninive und Babylon überein, so daß der chaldäische Ursprung der Tafel unzweifelhaft erscheint. Wir finden hier den Gebrauch von neun Ziffern (1 bis 9), während für die Null besondere Kolonnen gebraucht werden. Wenn man von links nach rechts, so ergibt sich ganz zwanglos die dezimale Progression. Die Dezimalrechnung muß also den Babyloniern seit den ältesten Zeiten schon bekannt gewesen sein, und Apier vermutet, daß sie sie auch erfunden haben. Nun befindet sich aber in den Museen des Louvre in Paris die Statue des alten chaldäischen Königs Gondea, die in den Händen einen Kompaß hält, und auf den Knien eine vierzellige Platte, welche mit dem Abacus eine gewisse Ähnlichkeit hat. Vielleicht, so meint der französische Gelehrte, hat dieser König Gondea die Dezimalrechnung erfunden oder wenigstens sie in seinem Reiche eingeführt.

Alfo einwelle: So lang! Yours John Ritsch, Esa.

Eine physikalische Merkwürdigkeit

hat jüngst Bourget, ein französischer Forscher, an glühendem Eisen beobachtet. Jedermann hat wohl schon die Erfahrung gemacht, daß wenn ein Eisenstab, der an dem einen Ende rothglühend ist, am anderen Ende, wenn er hinreichend lang ist, bequem mit der Hand halten kann, ohne sich zu verbrennen. Sobald aber das glühende Ende in kaltes Wasser getaucht wird, so daß es sich abkühlt, wird das andere Ende, das man in der Hand hat, plötzlich so heiß, daß man es fahren lassen muß. Dieser Vorgang, der Schmelzen und Eisenarbeiten aus Erfahrung vielleicht schon unendlich lange bekannt sein mag, ist wissenschaftlich noch nicht genau untersucht worden. Bourget stellte durch einen Galvanometer mit Spiegelableseung fest, daß die Schnellleitmit der nach der plötzlichen Abkühlung des rothglühenden Endes das andere sich erwärmt, bei weitem die Schnellleit übersteigt, mit der Eisen fähig ist, Wärme fortzuleiten. Die Zunahme der Wärme am kalten Ende also nicht auf Zurückhalten oder Zuleitung der Wärme von dem heißen Ende her beruhet. Bei der Geschwindigkeit des Vorganges nimmt Bourget an, daß durch die plötzliche Abkühlung des heißen Endes der ganze Stab Veränderungen in seinen einzelnen Theilen erleidet, die sich als Wärme bemerkbar machen. Zu diesen Beobachtungen liefert Jules Granier noch einen interessanten Beitrag. Gießt man flüssiges Eisen in eine Form und legt es dann einem hohen Trud—von 600 Atmosphären in diesem Falle — aus, dann wird es plötzlich fest, aber im selben Augenblick geht alle Wärme, welche seinem flüssigen Zustande entsprochen hätte, in die Form über, so daß diese rothglühend wird. Der Trud ruft hier also dieselbe Wirkung hervor wie plötzliche Abkühlung.

Ein Rauchverbot.

Ein Gesetz des Kantons Wallis vom Jahre 1849 unterjagt allen Personen, fremden und einheimischen, die im Kanton domilizirt sind, das Rauchen vor vollendetem 20. Lebensjahre bei einer Buße von 2 Francs, die im Rückfalle verdoppelt wird und bei Nichtbezahlung in Gefängnis von ein bis drei Tagen umgewandelt werden kann. Es scheint, daß diese nun 50 Jahre alte Bestimmung an Kraft etwas eingebüßt hatte. Der Staatsrath hat daher voriges Jahr die Gemeinderathe und das Polizeikörpers zu verstärkter Aufmerksamkeit eingeladen und sie ersucht mit ganz besonderer Sorge über die Beachtung dieses Gesetzes zu wachen und jede Zuwiderhandlung zu bestrafen. Die Berichte, die nun eingelaufen sind, zeigen, daß dieses Gesetz schwer durchzuführen ist. Aus einem einzigen Bezirke wird mitgetheilt: Nur in zwei Gemeinden sei dieser Mißbrauch nicht zu konstatiren, alle anderen lauten ungenüßig: Der Gebrauch des Tabaks sei fast allgemein geworden und mehrere von Jahr zu Jahr. In anderen Bezirken wird gellagt, das Verbot werde fast nicht oder gar nicht beachtet, daß die Gemeindepolizei ihre Pflicht in dieser Hinsicht nicht erfüllen oder daß Zwangsmaßnahmen nicht streng genug bestraf werden.

Keltisches in der Schweiz.

Man berichtet aus Zürich: An der Römerstraße, die von „Adenticum“ (Avenches) über „Salodurum“ (Solothurn) nach der römischen Militärstation „Bundonia“ (Windisch), am Zusammenfluß von Aare und Reuß) führte, lag etwa eine Stunde von dem heutigen Biel entfernt das römische Castell „Pettinesca“ am östlichen Abhange des Jenseberges, dessen Aufdeckung die im vorigen Jahre gebildete Gesellschaft „Pro Pettinesca“ sich zum Ziele gesetzt hat. Die Ausgrabungsarbeiten führten auch zur Untersuchung eines Walles, im Volksmunde Römerwall geheißen, von dem jetzt unüberleglich festgestellt ist, daß er ein keltisches Werk von großer archäologischer Bedeutung ist, dem in der Schweiz bis jetzt kein zweites an die Seite gestellt werden kann. Im Innern des Walles fanden sich keine Spuren, die auf römischen Ursprung deuten, dagegen die für keltische Bauten charakteristischen Zuffenmauern. Auf dem Ausgrabungsgebiete wurden ferner die gut erhaltenen Reste eines Thores, offenbar des Eingangsthores zu den Befestigungsanlagen, zu Tage gefördert. Die Mauern sind trefflich erhalten, Kanten und Winkel noch ganz scharf. Die

Breite der Mauern beträgt etwa 150—200 Centimeter, die Höhe ließ sich noch nicht genau bestimmen. Die ganze Thoranlage ist gut 15 Schritte breit. Sie ist Komerarbeit.

Die lagende Vorbereitung.

Heiraths-Candidat: „Nun, zeigen Sie mir einmal die Photographie meiner Zukünftigen.“

Bermittler: „Hm... hier trinken Sie erst einmal einen Cognac!“

Höflicher Optimismus.

Herr (der dermaßen auf's Auge geschlagen wurde, daß dasselbe nun grün und blau unterlaufen ist): „Glück beim Unglück! Grün und blau sind meine Lieblingsfarben!“

Ordnung muß sein.

Baron (ruft vom Fenster aus): „Komme mal rauf, Du Gsel!“

Kutscher (zum Diener): „Hörst Du, Du sollst gehen.“

Durch die Blume.

Fräulein Viffig: „Sie verzeihen, Herr Müller, wie heißen Sie mit dem Vornamen?“

Herr Müller: „Rudolf!“

Fräulein Julie: „Wie schade, daß Sie nicht „Romeo“ heißen!“

Pfiff.

Der Friseur Viffig ist ein schlauer Kerl. Um einen theueren Apparat zu ersparen, der die Haare in die Höhe blüht, erzählt er seinen Kunden allerlei graufige Geschichten, die sofort die Haare zu Berge stehn lassen.

Der Geschäftsmann.

Freier (Sänger): „... Bis jetzt habe ich allerdings noch keine Schätze gesammelt; die Zukunft Ihrer Tochter ist aber bei mir doch gesichert — ich habe Millionen in meiner Kasse!“

Vater: „Das ist ja für Sie sehr erfreulich! Wenn Sie aber mal den zehnten Theil in der Tasche haben, dann melden Sie sich wieder!“

Zweierlei Gründe.

A.: „Was, Du suchst eine neue Wohnung? Warum ziehst Du denn schon wieder aus?“

B.: „Zwei Gründe: Erstens spielt die Tochter vom Hausherrn den ganzen Tag Klavier, und zweitens hat mich ihr Vater rausgeschmissen, weil ich die Miethe nicht zahlen konnte!“

Abmahnungsvoll.

Kadet: „Sie, Meister, malen Sie mir 'mal ein schneidiges Thürschild für Salom!... Heiße von Schnabelberg... Dienstrad weglassen — kolossal unsicher!“

Die Entführung.

Er: „Wieviel hast Du mitgenommen Schatz?“

Sie (Posthalterstochter): „Tausend!“

Er: „Zehler?“

Sie: „Nein... Dreipennigmarkten!“

Ein Heuchler.

Herr (zu seinem alten Diener, der sich ansehend vergeblich bemüht, eine Weinflasche zu entkorken): „Aber, Zean, heucheln Sie doch nicht so!“

Harte Aufmunterung.

Wirthin: „Hat sich der Referendar immer noch nicht erklärt?“

Tochter: „Ach wo; ich habe ihm schon vier mal Mittags Kalsberg vorgelegt — aber er spricht immer von 'was Ander'n!“

Nähernde Geschwisterliebe.

Der alte Rath schickt seit 25 Jahren jede Weihnachtsfeier unvertheilbathen Schmeßler von seinen Erbprinzen 300 Mark in Gold, und sie überreicht ihm immer wieder mit der gleichen Summe in Papier!

Verdächtige Järtlichkeit.

„Sieh, Hans, wie lieb und järtlich Gretchen mit mir ist, während Du, abscheulicher Junge, es kaum der Mühe werth findest, mir guten Abend zu wünschen!“

„Ich hab' aber auch das Lintenfah nicht über Deine Wäcker geschüttelt!“

Boshaft.

Dichter: „Nun, wie hat Ihnen gestern mein neues Drama gefallen?“

Herr: „Ich sage Ihnen, ich konnte die ganze Nacht kein Aug mehr schliefen!“

Dichter: „So aufgeregt hat Sie die Handlung?“

Herr: „Nein, aber ich habe mich schon im Theater ausgeschlafen!“

Sonderbare Anschauung.

... Das Schloß dort hat eine Schuldenlast von 160,000 Mark und gehört einem Grafen — und das dort drüben gehört einem Baron, der über 200,000 Mark Schulden haben soll!“

„Schau, schau, das hält' ich gar nicht geglaubt, daß es hier so viele Leute giebt!“

Beweis.

„Ach, wo sind die schönen romantischen Zeiten, in welchen es noch Männer gab, die aus Liebe verrückt geworden sind.“

„Aber, ich bitte Sie, meine Gnädigkeit, das ist ja auch jetzt noch eine alltägliche Geschichte, wo würde denn sonst noch so viel Geisteskrankheiten werden.“